Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur

Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte

Band: 51 (1971-1972)

Heft: 8

Artikel: Analogien und Gleichungen : Betrachtungen zu einer strukturalisitschen Erzählung

Autor: Zeltner, Gerda

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-162655

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

GERDA ZELTNER

Analogien und Gleichungen

Betrachtungen zu einer strukturalistischen Erzählung

Es gibt heute Erzählungen ohne Handlung. Zu ihnen gehört *Herbert Meiers «Stiefelchen»* nicht.[1] Zwar gibt es Handlung nicht in einem Ablauf, sondern gleichsam in aufgeringeltem Zustand. Eine verunsicherte Kriminalgeschichte wird evoziert, wobei der Schuldige wie das Opfer zwar gewiss sind, die Bezüge zwischen ihnen aber im Dunkel bleiben; und wo ferner kein Kläger ist und demnach auch kein Richter.

Nur in einer Art analogischem Ritual übernimmt die Klasse, aus der Anna Surneck durch ihren ‹death by water› herausgerissen wurde, eine Richterrolle. Was aber hat Anna in diesen Tod getrieben, der nach einer intim verlaufenen Nachhilfestunde im Bootshaus erfolgte? Ekel? Protest? Enttäuschung? Oder ist sie einfach dem Fluss entlang fliehend ausgeglitten? Die Wahrheit soll nicht in Fakten und deren Motivierungen gesucht werden, sondern viel eher in den Interpretationen und Verhaltensweisen, die vor allem in der zentralen Figur ausgelöst werden.

Diese Figur ist Hans Staal, 35, Lateinlehrer in einer Kleinstadt, die einst Soladurum hiess und um deren römische Relikte er sich verdient gemacht hatte. Ledig. Bei der Mutter wohnend, der Witwe des Papierfabrikanten, deren älterer Sohn, Artur, die Fabrik erfolgreich weiterführt und eine Tochter hat, Bea, die in einer Klasse des Hans Staal sitzt und ebenfalls der Nachhilfsstunden benötigt. Mit dieser wird beim Bootshaus noch einmal durchprobiert, was mit Anna geschehen sein mochte, und in augenblickhafter Intuition durchschaut sie die Analogie: «Mir schenkst du diese Spange, was hast du ihr geschenkt?»

In Parallelen dieser Art ist Meiers Buch strukturiert, so durchgehend, dass man sagen könnte, an Stelle der Chronologie des früheren Erzählens sei die Analogie getreten. So bildet die zu alte Sprache, in der sich Staal bewegt, einen Kontrapunkt zu dem allzujungen Leben, dem seine Begierde gilt. Einen Kontrapunkt oder auch eine Parallele des Anachronismus.

Im Sinne dieser Analogiestruktur steht neben dem alten Rom, in das die Familie Hans schon als Kind abgeschoben hatte, für Artur ein Finnland,

Ursprungsort des Rohmaterials für Papier, als genau entsprechende Ausweichstelle vor der Wirklichkeit.

Parallelen ziehen sich – obgleich allzu konstruiert – zu einem anderen Verbrechen, dem Verbrechen des Vaters. Nach dessen Tod hatte man sein Zimmer tabuisiert. Unter sich verdichtendem Staub wird es zu einem historischen Raum. Hans aber, der schon in der Stadt nach Relikten wühlte, dringt eines Tags mit analoger Absicht auch hier herein und findet unter musealen Gegenständen ein verstaubtes Papier. Es ist ein Plan, wie die Kellerräume der Fabrik zu einem Krematorium umzufunktionieren wären im Falle des Anschlusses an Deutschland. Er selber war damals ein Kind; sein Bruder jedoch erwachsen, Mitwisser, wenn nicht Mitplaner. In Kellerräumen liegt sein Verbrechen begraben, wie dasjenige Stiefelchens im Wasser.

Stiefelchen? gemeint ist Caligula, ein Gewaltmensch, ein Mann: das, was man sein möchte, wenn man keiner ist und nur Hans heisst.

Aber zurück zu den Parallelen: auch in seinem lateinischen Vorstellungsraum besitzt Hans den unterirdischen Massenmord, den sein Vater auf dem Papier plante:

«Opfertiere sind hier geschlachtet worden.

Unter dem Kopfsteinpflaster müssen noch Gebeine liegen, tief unten. Ich sehe die blitzenden Opfermesser, mit verzierten Griffen. Ich höre das Gebrüll der Tiere.»

Das steht fast am Anfang und zeichnet, dem «Voyeur» Robbe-Grillets nicht unähnlich, den Horizont des Sadismus ab, in dem die Erzählung kreist. In den «verzierten Griffen» demaskiert Herbert Meier die von Museumswissen gesteigerte Perversion.

Die später gegen Staal gerichtete Verschwörung der Schüler hat der Autor entsprechend vorweggenommen, indem er in der Klasse die Verschwörung des Catilina behandeln lässt.

Jedoch auch in kleinsten sprachlichen Einzelheiten lässt sich dieses Strukturprinzip verfolgen. Da lesen wir einmal: «Den Namen hat sie von mir. Und jetzt ist sie unfähig, iste von ille, das Fürwort der zweiten Person vom Fürwort der dritten Person zu unterscheiden.» Gemeint ist Bea, die Nichte; wichtiger aber ist, dass der Autor hier eine ironische Anspielung an sein eigenes Vorgehen verbirgt, das ständig in allen Fürwörtern umherspringt, als könnte er selber sie nicht unterscheiden.

Damit sind nun wohl genug Belege für diese textinternen analogischen Bezüge gesammelt. Schwerer dürfte es sein, eine Stelle zu finden, die im Leerem steht; es gibt wenig, das des Bezugs entbehrte und sich nicht in diesem Bezug auch schon wieder wandeln würde.

*

Das Umherspringen in den Fürwörtern gehört, Perspektivenwechsel genannt, zum eisernen Bestand des modernen Erzählens. Es kann Manier sein; oder eine Bedeutung haben. Sehen wir uns also eine Stelle prüfend daraufhin an:

«Das Kopfsteinpflaster, über das er jetzt geht, zwingt ihn, auf die Füsse zu blicken, Denn er glaubt dann und wann wirklich über Köpfe zu gehen, nicht über Steine: porphyrische Köpfe, würde Zwygart, der Geologe, sagen.

Ein unsicheres Gehen ist es allemal.

Da geh ich nun täglich über diesen Platz, und immer gehe ich wie über Köpfe. Ich dürfte es niemandem sagen, man hat so kindische Vorstellungen: Du gehst über Köpfe,

über zahllose Köpfe wie über Schülerköpfe, wenn sie unter dir schreiben und sich in schwierige Sätze verbeissen ..»

Das geht vom Er zum Ich und über ein Man zum Du. Was wird in der Ichform ausgesagt? Ist es nicht genau das, was unschöpferisch bleibt, indem es nur das repetiert, was dem «Helden» zuvor in der Erform eingeblasen wurde? Und wenn sich darauf, mit den Schülerköpfen, ein weiterer Schritt in dem Assoziationsfeld vollzieht, dann wird dieser neue Bezug von einem Du eingebracht. Der Standort dieses Du bleibt ambivalent; wir wissen nicht, wer spricht. Wir wissen auch nicht genau, ob diese Aussage überhaupt in Staals Bewusstsein vordringt. Was wir so von diesem erfahren, ist nicht einfach, was er von sich selber weiss. In diese Grammatik der wechselnden Blickrichtungen wird das Bewusstsein Staals gekennzeichnet: lückenhaft, oder gar durchlöchert; dort wo das Er oder Du oder Man das Ich unterbricht werden die blinden Stellen seines Denkens fühlbar.

Es hat auch noch andere Bedeutung, eine kontrapunktisch entgegengesetzte sozusagen. So nahe beim Nichts, das spürt man zuweilen, fällt auch der Unterschied zwischen Er und Ich und Du ins Leere.

*

Was wir nun betrachteten, ist eine Variation zum Thema «Kopfsteinpflaster». Und das ist nur ein Beispiel unter vielen, wie der Autor die Sprache beim Wort nimmt, bei einem ihrer Wörter, um dieses dann zu einem komplexen Bild auszuspinnen. Nicht ins Leere hinein. Sondern so, dass sich darin die Situation Staals verrät. Das Kopfsteinpflaster wird in die Richtung auf seinen Sadismus wie auf die autoritäre Haltung vor der Klasse weitergeführt. Viel später wird das Thema wieder aufgenommen. Das Treten auf dem Kopf der Schüler, genauer: einer Schülerin, gibt dann seinen wörtlichen verruchten Sinn her.

Wenn das Buch derart die Sprache beim Wort nimmt und wenn es andererseits in lauter Responsionen konstruiert ist, in Themen, die sich oft erst nach längerer Lesezeit antworten: dann liegt hier ein innerer Zusammen-

hang, der in vielen strukturalistisch gebauten Werken aufgezeigt werden könnte.

Wir sagten «Responsionen», jedoch eine «Antwort» auf den Fall des Hans Staal liegt in ihnen nicht. Diese Analogien geben nichts Objektives, sie sind vielmehr ein Indiz, dass alles hier Ausgesagte wechselseitig ineinanderhängt, ohne einen weiteren oder allgemeinen über den Text hinausweisenden Bezug anzubieten. Wenigstens nicht einen Bezug, der formulierbar wäre.

Dem aber ist so, weil der Stoff eben gerade nicht mehr objektiv zu fassen ist; das heisst, weil dem Autor keine ideellen Normen mehr zu Hilfe kommen, durch die der Stoff gedeckt wäre und an denen er sich messen liesse. Literarischer Strukturalismus muss immer auch als eine Zuflucht verstanden werden.

Jedoch, die Sprache beim Wort nehmen muss der Autor ebenfalls genau in dem historischen Augenblick, das solche Normen verloren sind; im Augenblick, da die Sprache keine transzendenten Wahrheitsaussagen – philosophischer, ethischer, theologischer oder ähnlicher Natur – mehr hergibt. Die Sprache selber reflektieren, statt mit ihr konkrete Beispiele für objektive Wahrheiten zu gestalten, muss der Erzähler erst in einer Epoche, welcher der allgemeine Konsensus verloren ging. Es bleibt ihm nur der Weg, Wörter selber autonom zu setzen oder genauer: Wörter als autonomen Ausgangspunkt zu nehmen für eine mögliche Darstellung seines Stoffes. Es bleibt nur der Weg, den Sprachzeichen das zu entnehmen, was bei genauem Hinblicken in ihrer Wörtlichkeit enthalten sein mag und assoziative Bezüge zu seinem Stoff hergibt.

*

Herbert Meiers Versuch, die Sprache selber schöpferisch zu reflektieren, wird durch sein Thema unterbaut. Staal ist nicht zufällig Lateinlehrer. Sein Metier hat nahe mit diesen Dingen zu tun. Er selber freilich, statt zu reflektieren, hält sich ans Deklinieren und Konjugieren. So merkt er es kaum, dass er sein Latein missbraucht, repressiv oder erotisch, je nachdem.

Herbert Meier zeigt, wie die tote Sprache im Umkreis von Staal immer nur sich selber hergibt – etwa in einer Stunde, wo repetiert wird, wer Catilina war, und die Schüler nur die Klischees, die dem Text selber entnommenen Wörter widergeben. Er zeigt aber auch, wie es anders sein könnte, wie es wäre, würde man dem Latein nicht nur immer es selbst vorhalten, sondern die «tote» Sprache auf neue Weise zu sprechen versuchen.

«Er wollte den Staat beherrschen.
‹Das System›, wirft Bregger ein. ‹Das römische System, Herr Doktor›.

Ich erwidere, das stehe nicht im Text.
‹Aber der Text meint es.›»

Staal weicht davor zurück: «Wir wollen nicht weiter diskutieren, Bregger. Es wird bald läuten.»

Es ist durchaus folgerichtig, dass die Schüler mit ihrem Aufruhr an der Sprache ansetzen. Sie verunsichern Staal die Wörter, bis dies zur Verfolgung wird, weil Staal dem Unvorhergesehenen, das aus Sprache aufsteigen kann, nicht gewachsen ist. So kann er nun plötzlich in seinem gewohnten Schablonengebrauch haltmachen, indem er an einen Schüler denkt, der ihn jetzt «beim Wort nehmen» würde: Meier hat die Schüler ausgesandt, um seine eigene Poetik in Aktion zu verwandeln. Und die Folge dieser Aktion ist Staals resigniertes «Man ist sich keines Wortes mehr sicher.» –

Man hat behauptet, «Stiefelchen» handle vom Konflikt der Generationen oder gar von der Rolle des Lateins an unseren höheren Schulen. Wäre dem einfach so, wäre das Buch wahrscheinlich nicht sehr aufregend. Die spezielle und aktuelle Bedeutung erhält es erst dadurch, dass es von diesen Themen eben nicht handelt, dass Meier vielmehr versucht, sie an der Sprache selber sich vollziehen zu lassen. So wird der Generationenkonflikt in seiner Erzählung als Sprachkonflikt gestaltet. Das Latein ist ein von Staal missbrauchtes Kultursystem, das, weil er es statisch anwendet, nichts mehr zu tun hat mit den heutigen gesellschaftlichen Verhältnissen. Und das dadurch zum Fetisch wird. Würde er das System aufbrechen durch das Nachdenken über seine Strukturen, dann wäre der Fetischcharakter überwunden und es wäre nicht mehr das «Scheisslatein», das die Schüler in den Streik treibt. –

«Wenn Staal Leben sagt, ist das sein Leben. Und sein Leben hat nichts vorzuweisen.» Nicht dass er nichts vorzuweisen hat, ist der Skandal; der Skandal ist, dass das Wort «Leben» für ihn nichts mehr hergibt, keine Strahlkraft mehr hat, über seinen eigenen verarmten Zustand hinaus. Und die «Sünde» des Hans Staal heisst letzten Endes nicht Anna Surbeck, sondern ist eine Sünde wider die Sprache. So wie er sie spricht, ist sie entweder Allerweltsklischee und damit leer, oder sie ist, aus ihren überpersönlichen Zusammenhängen herausgefallen, rein privat geworden.

Auch sein Latein bedeutet ihm privates Eigentum: er verkauft es wie eine Ware («Er bezahlt mit Latein seinen Honig»). Und schliesslich gerät auch das von den Schülern angezündete Bootshaus nicht in einen grösseren Zusammenhang; es ist Privateigentum der Familie Staal, die nicht Klage erheben kann, da Bea, eines ihrer Glieder, mitschuldig war. Es ist als wären die Dinge oder Geschehnisse stets wie von einem leeren Raum umgeben, der sie daran hindert, ins Überprivate hinauszudringen, und der sie in sich selber zusammensacken lässt.

*

Im allem, was Herbert Meier schreibt, verrät sich ein Hang zum apodiktisch Formelhaften, ein Bedürfnis, die Aussagen auf den kürzesten Nenner zu bringen und damit vor allem die Gegensätze möglichst einprägsam gegeneinanderzustellen. Das droht zuweilen ganz offensichtlich zu verhärten und zur Manier zu werden.

Und mag dann etwa so aussehen:

«Die Kette hat ihre Folgen.
Die Folgen sind nicht seine Sache.
Seine Sache ist die Ursache.
Die Ursache bleibt der Stadt verborgen.»

Jedoch auch hier hat sich der Autor gleichsam abgeschirmt. Seine Neigung bleibt durch das obere Thema des Lateins teilweise gerechtfertigt. Dieses ist in der öffentlichen Meinung eine Sprache der Sentenzen; was der durchschnittliche Bildungsbürger aus der Schule erinnert, sind apodiktische Prägungen, die sich vorteilhaft zitieren lassen. Ihrer Struktur nach unterscheiden sich Meiers Formeln allerdings grundlegend von derlei Zitaten. Bei ihm handelt es sich meistens um Gleichungen. – «Sie injizieren. Ich konjugiere./Ich bin auf der Strecke./Sie kommen auf die Strecke.» – Zwei Aussagen halten sich darin die Waage, beleuchten einander wechselseitig, lassen den Funken zuweilen auf eine weitere Gleichung, darin wiederum wechselseitig beleuchtet wird, überspringen, und weiter nichts.

Was aber bedeutet das? Sentenzen erheben den Anspruch auf Allgemeingültigkeit. Indem nun diese zur Prägung allgemeiner Wahrheiten gebräuchliche Form umfunktioniert wird zur blossen Gleichung, stösst der Leser immer wieder an. Die Wahrheitserwartung, die er an die Form knüpft, wird allemal aufs neue enttäuscht. Dies ist eine Variante jener «Enttäuschung», die zentral zur Moderne gehört, von der Sartre im Vorwort zu Nathalie Sarrautes «Portrait d'un inconnu» und darauf Roland Barthes in bezug auf den Nouveau Roman sprachen.

*

Diese Enttäuschung umwittert auch das, was der Titel ins Rampenlicht hebt: den Fall. Das Material für einen Rechtsfall läge wohl vor, wäre Staal nicht sein einziger Zeuge. So aber bleibt das Vorgefallene in seinem Bewusstsein stecken. Und doch drängt es in seiner Monstruosität über dieses Bewusstsein hinaus ins Öffentliche. Immer ist es daran, sich zu einem Fall zu konstituieren, und ebenso stetig wird diese Kristallisation verweigert. «Stiefelchen» ist nur ein möglicher, ein virtueller Fall, der sich selber auflöst, statt ins Allgemeine vorzudringen.

Staal selber kämpft dagegen an. Vielleicht ahnt er, dass nur, was zu einem Fall wird, eine Chance hat, einmal erledigt zu sein. So versucht er einmal,

seiner alten Mutter zu beichten; das ist zwar ungefährlich; aber eine Objektivierung würde es doch bedeuten; und auf Objektivierung ist angewiesen, was ein Fall werden will. Nur kauft die Mutter ihm sein Geständnis nicht ab und schläft schliesslich ein.

So muss er es im weiteren Kreis versuchen. Am Wirtstisch bringt er auf verschlüsselte, transponierte Weise seine Situation vor, in dem er den Fall eines Psychiaters fingiert, der auf eine Selbstmorddrohung nicht eingeht. Er fragt den Rechtsanwalt an seiner Seite: «Ist er nun schuldig oder nicht?» Die Antwort lautet: «Der Psychiater? Vor dem Gesetz nicht.» «Und vor sich selbst?», fragt Staal. «Das ist seine Sache», wirft ein anderer ein.

Dies erinnert an die intensivste Szene in *Otto F. Walters* Schauspiel «*Die Katze*». Einer hat als Soldat an der Grenze einen Mann erschossen. Er tat es genau den Befehlen gemäss, und das Gericht spricht ihn frei. Das aber, was seine Sache ist, das Gewissen, schreit nach Jahrzehnten noch nach Befreiung und setzt als reiche Wahnvorstellung Personen ein, um diesen Freispruch zu erzwingen.

Die Instanz für solche Befreiung gibt es nicht; oder genauer: eine solche Instanz gibt es nicht *mehr*. Am Tag, da die Sentenzen sich ins Scheinhafte auflösten und die Sprache beim Wort genommen werden musste, weil sie keine allgemein verbindlichen Wahrheiten mehr formulieren konnte, lautet das eiskalte Echo auf jede Gewissensnot eines einzelnen: «Das ist seine Sache.» Und die Antwort des im Privaten eingekerkerten Individuums ist dann folgerichtig:

«Was mich beunruhigt, bin ich selbst.»

Staal fügt hier allerdings hinzu: «Ich bin einer, der von Anfang an die Ausflucht suchte.»

Und hier liegt eine Schwäche von Herbert Meiers Buch. Sein «Held» ist zu nichtig, zu windig, um dieses brennende heutige Thema wirklich zu spiegeln. Er bleibt dadurch stecken in einer dumpfen Ambivalenz: er könnte uns beinahe die Annahme nahelegen, Staal vermochte vor lauter Nichtigkeit und Windigkeit nicht zu einem Fall zu werden.

Erst aus dem Mitlesen der Struktur des Buches erfährt man, dass dies nicht so gemeint ist. Was an äusserer Chronologie in Meiers Schreibweise verschwindet, wird ersetzt durch eine textinnere Zeit, die ebenfalls irreversibel ist. Eine Zeit, in der das Bewusstsein Staals wächst, oder zu wachsen gezwungen wird, in dem Mass als die Schüler seine Lateinideologie verunsichern. So beginnt er allmählich, Sprache zu reflektieren; er sagt zum Beispiel «Man hat immer Wörter zwischen sich und den anderen» oder «Ihre Wörter verdecken meinen Fall». Und er gelangt sogar zu der Erkenntnis, dass das Prinzip des Gesellschaftlichen die Unauthentizität sei:

«Keiner ist ganz er selbst, wenn er mit anderen ist.»

Darin liegt, nebenbei bemerkt, wiederum diese gleichungshafte Wechselbewegung von Meiers Schreibweise. Indem Staal von Niederlage zu Niederlage immer tiefer fällt, steigert sich sein Bewusstsein unablässig, bis zu der Ahnung, dass, was seinen «Fall» daran hindert, ein Fall zu werden, nicht nur in ihm selber liegt.

*

Wo aber liegt es dann? Wir leben bekanntlich in einer Welt der tausendfach arbeitsteiligen Vorgänge, die eine unheilvolle Vereinzelung nach sich zieht, weil niemand mehr den ganzen Prozess, in den er eingespannt ist, durchschaut. Von den programmierten Arbeitsgängen der Industriewelt wird alles Abweichende als Fehler taxiert. Abweichendes wird in die Freizeit abgeschoben, das Verlangen nach Abweichendem hat sich im Privaten auszuleben und nicht die Rationalisierung des Betriebes zu stören.

Damit reduziert sich das Überprivate fast nur noch auf das statistisch, gesetzlich oder leistungsmässig Erfassbare.

Und diese Verdrängung der lebendigen Kräfte ins Nur-Private geht Hand in Hand mit dem stetigen Abbau und Zerfall aller allgemeinen Wahrheiten, von dem hier schon die Rede war.

Diese heutige Situation ist der Hintergrund, auf dem «Stiefelchen» spielt; hier liegt die verborgene Ursache zu jenen Kurvenbewegungen, in denen alle Ausbruchsversuche aus dem Privaten wieder in die private Sphäre zurückmünden. Auf diesem Hintergrund kann die Situation des Hans Staal nicht exemplarisch werden für andere Situationen.

In seiner Sprache der Analogien und Gleichungen, die, statt Bezüge zu Allgemeinem herzustellen, stets nur auf das Nächste weisen und vom Nächsten wieder zurück, hat Meier diesen Befund spürbar gemacht. Und die Schwächen seines Buches liegen genau dort, wo er diese Spielregel durchbricht und gleichsam von ausserhalb dieser internen Wechselbezüge massive Faktizität hereinnimmt. Vor allem in dem Plan des Krematoriums. Das ist ein im schweizerischen Schuldenregister verzeichnetes Vorkommnis, an das zu erinnern gewiss nie überflüssig ist. Doch dieses Verlangen nach direktem Engagement im Sinne der Denunziation einer Kollektivschuld stört den inneren Kanon des Textes, bricht ihn collagehaft oder versatzstückartig auf.

Mit diesem inneren Kanon hat der Autor mehr ausgesagt als mit den direkten zeitgeschichtlichen Anspielungen: er hat in ihm gezeigt, dass das einzig Beispielhafte in unserer Zeit der Umstand ist, dass privates Geschehen nicht mehr beispielhaft werden kann; dass das einzige Thema, das heute noch exemplarische Gültigkeit hat, die Unfähigkeit des Einzelnen ist, exemplarisch zu werden.

[1] Herbert Meier, Stiefelchen, ein Fall, Benziger-Verlag, Einsiedeln 1970.